

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 19 (1929)
Heft: 17

Artikel: Die Zwillinge
Autor: Bonot, Jean
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-637866>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

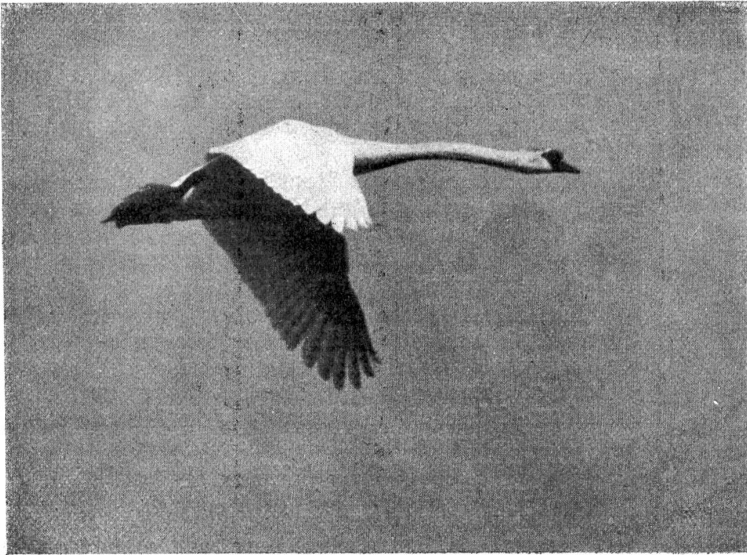
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.12.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Ein Bild mit der Gewehrkamera.

unbewachten Augenblick dem harmlosen Bläshuhn die Eier aus dem Neste wegnimmt. Weit schlimmer noch ist der Weib, der ungekrönte König des Toofern, grausam nimmt er die wehrlosen Entenküden weg oder zehntet den Nachwuchs der Taucher und Strandläufer. Nur der große Brachvogel ist klug und mutig und weiß sich in den meisten Fällen vor den Uebergriffen des kühnen Räubers zu schützen.

In seiner klaren, einfachen und humorvollen Art gibt uns Bengt Berg eine lebenswarme Beschreibung der Fauna und Flora des einsamen Toofernsees, die den Leser vom ersten bis zum letzten Wort in Spannung hält und in ihm eine tiefe Sehnsucht nach den silberhellen Sommernächten und den Schönheiten des Nordens weckt. Wir haben es hier mit einem Werk zu tun, das jeder Naturfreund seiner Bibliothek einverleiben sollte.

A. Rothé.

Die Zwillinge.

Humoreske von Jean Bonot.

Es waren zwei anmutige Zwillingsschwwestern, die sich in allen Punkten dermaßen ähnlich sahen, daß ihre eigene Mutter jedesmal die Hornbrille aufsetzen mußte, um Mieke von Rose zu unterscheiden.

Sorgenlos und unbekümmert waren sie nebeneinander aufgewachsen, und als sich der Lenz ihres Lebens zum 18. Male jährte, hatten sie sich noch nie voneinander getrennt gehabt.

Zu diesem Zeitpunkt dachte ihre Mutter daran, sie auf einen Ball zu führen, um ihnen einen Gatten zu finden. Man ging also in die großen Kaufhäuser, um Toiletten, feine Schuhe, helle Bänder und anderen Krimskram zu erstehen.

Leider waren Mieke und Rose wohl recht köstlich, wühlten aber nicht im Golde. Als sie ihrem Vater die neuen Kleider zeigten, fing er laut an zu schreien:

„Das ist zu teuer, viel zu teuer. Ihr müßt etwas anderes wählen!“

Die Kleinen begriffen unschwer, daß es nutzlos war, sich zu versteifen. Und doch waren sie nicht gewillt, von ihrer Wahl abzustehen.

Da entschlossen sie sich zu einer heldenhaften Lösung. Sie schlugen vor:

„Wir werden nur ein Kleid behalten und abwechselnd auf den Ball gehen.“

Der Vater willigte ein.

Die Folge davon war, daß Mieke und Rose sich so gut an diesen Ausgleich gewöhnten, daß sie den Entschluß faßten, in Zukunft nur noch eine gemeinsame, dafür aber umso ausgiebigere Garderobe zu besitzen.

Von nun an gingen die beiden Unzertrennlichen nie mehr gemeinsam aus.

*

An einem Juninachmittage (Rose war mit der Sommertoilette spazieren gegangen) stückte Mieke am Fenster sitzend.

Plötzlich blickte sie auf: auf der andern Seite der Straße stand ein junger Mann an einen Balkon gelehnt und betrachtete sie, während er eine Zigarette paffte.

Er war blond und sympathisch.

Ihre Blicke begegneten sich, und sie erröteten. Nichts weiter.

Am nächsten Tage ging Mieke ihrerseits aus, und Rose nahm mit ihrem Arbeitskörbchen am Fenster Platz.

Durch einen seltsamen Zufall rauchte der junge Mann wieder auf seinem Balkon. Von der Ähnlichkeit getäuscht, nickte er seiner lieblichen Nachbarin zu. Ein Lächeln antwortete ihm.

„Es geht vorwärts!“ meinte der sympathische junge Mann.

Am folgenden Tage warf er verstoßen Mieke eine Rußhand zu.

Ein andermal wieder schleuderte er geschickt eine Blume in Roses Schoß.

So ging das Idyll einen ganzen Monat fort, bis der bis über die Ohren verliebte Jüngling sich entschloß, einen entscheidenden Angriff zu unternehmen.

An jenem Tage stand Mieke Wache. Sobald sie am Fensterkreuz erschien, zeigte er ihr ein Schild, auf dem mit riesigen Lettern geschrieben stand:

„Wollen Sie meine Frau werden?“

Die Kleine bewegte den Kopf bejahend hin und her.

Aber 24 Stunden später stand Rose eine ähnliche Aufregung bevor, denn ihr Liebhaber wandte denselben Trick an, um sie zu fragen:

„Wann wird die Hochzeit sein?“

Und Rose antwortete mit einem Lächeln.



„Wenn Mutter geht, um das letzte Junge auszubüßen, gucken die Jungen über den Rafterand.“

Strahlend schmiedete der junge Mann den ganzen Tag die kühnsten Pläne und wiegte sich während der Nacht in wonnigen Träumen.

Die armen kleinen Zwillinge erfreuten sich keiner so friedlichen Ruhe.

Nachdem Rose sich wohl zwanzigmal auf ihrem Kopfkissen umgedreht hatte, hielt sie es nicht mehr aus und fragte ihre Schwester:

„Schläfst du, Mieke?“

„Nein, mein Liebling.“

„Umso besser! Dann kann ich dir gleich eine Neuigkeit melden. Ich verheirate mich.“

„Nein, wie ulkig das ist! Auch ich... Wir könnten es dann so einrichten, daß wir dasselbe Kleid tragen! Wie sieht denn dein Verlobter aus?“

„Es ist der kleine blonde Herr, der uns gegenüber wohnt.“

„Unmöglich! Ich werde doch keine Frau! Gestern, am Fenster, hat er um meine Hand angehalten...“

„Du mußt dich täuschen, meine Liebe, denn mein Bräutigam hat mich gestern klipp und klar gefragt: „Wann werden wir uns heiraten?““

„Sollte er sich über uns lustig machen?“

„Oder etwa das Opfer unserer Ähnlichkeit sein? Er hat ganz bestimmt ein reines Gewissen!“

„Bestellen wir ihn her!“

Am folgenden Tage bemerkte der junge Mann an der Fensterscheibe angeklebt eine Botschaft für ihn. Sie besagte: „Kommen Sie um halb neun hinauf. Sie werden erwartet.“

Als der verliebte Jüngling das gelesen hatte, begann er einen Charleston zu tanzen und stieß ein Freubengeheul aus. Dann wurde er ganz plötzlich unruhig.

„Wird sie allein sein? Wie soll ich mich vorstellen? Was soll ich sagen? Sicherlich werde ich vor lauter Berlegenheit zu stottern anfangen und mich lächerlich machen...“

Da trank er, um sich Mut zu machen, zuerst ein Cognac und nahm dann ein ausgiebiges Mahl zu sich, das er reichlich begoß. Danach fühlte er sich äußerst angriffslustig und kletterte zu seiner Herzallerliebsten hinauf.

Ach, hätte er es doch lieber nicht getan! Als er in den Salon trat, wo Mieke und Rose Seite an Seite auf ihn warteten, blieb er wie angenagelt auf der Schwelle stehen, rieb sich die Augen und dachte bei sich:

„Da haben wir's! Ich bin total betrunken! So betrunken, daß ich doppelt sehe!“

Und vor Berlegenheit über und über rot, entfloh er schneller als er gekommen war.

So endigte das erste Idyll der anmutigen zwei Schwestern, die doch an alledem nicht die geringste Schuld hatten.

Frank Heller: Die Diagnosen des Dr. Zimmertür. Detektivgeschichten

Deutsch von Marie Franzos. — Copyright by Grethlein & Co., Zürich.

13

Vier Tage darauf, vorgestern, kam ein neues Billett. Uebermorgen konnte er ihren Besuch erwarten. Herrn Brekfels Träume waren himmelstürmend, und diese zwei Nächte schloß er kaum ein Auge. Heute hatte er den ganzen Morgen damit verbracht, die wohlklingendsten italienischen Phrasen zu wiederholen, und in einem Augenblick — da kamen sie.

Sie kamen, er lächelnd und pausbädig wie ein fünfzigjähriger Blasengel, sie geschmeidig wie eine Weinranke, die ganze Sonne Italiens in den Augen. War sie wieder ganz hergestellt? Ja, danke, das war sie — sah sie krank aus? Nein, bei allen Heiligen des Kalenders, sie sah so frisch aus wie ein Maimorgen! Wollte er sich wirklich der großen Mühe unterziehen, ihnen die Schleiferei zu zeigen? Sie hatten gehört, man müßte ein Empfehlungsschreiben von dem Gesandten seines Landes mitbringen. Das hatte ihnen ihr Mann besorgt.

Herr Breffel winkte beinahe verkehrt die Papiere weg.

„Zwischen uns, Prinzessin! Entschuldigen Sie, daß ich es sage, aber auch ich habe meinen Stolz.“

Der dicke Prinz blies geniert die Wangen auf und steckte die Papiere wieder ein. Die Prinzessin lächelte Herrn Breffel an — eine weiße Rose, die sich erschließt, konnte nicht betörender sein. Herr Breffel führte sie zu dem Eingang der Schleiferei und begann die Rede, die er sich vorbereitet hatte.

Sie staunten über den gewaltigen Raum, wo Räder und Riemen surrten und bleiche Männer mit Lupen, über blühende Schleiffräbchen gebeugt, saßen. Sie lauschten aufmerksam den Ziffern, mit denen Herr Breffel ihr Wissen bereicherte: daß die Schnittscheibe aus Phosphorbronze 4000 Drehungen in der Minute machte, daß wenigstens fünfzig Prozent der Diamanten beim Schleifen verloren gingen, und daß ein wirklicher Brillant 58 Facetten hat, deren Maße auf ein Hundertstel Millimeter stimmen müssen. Aber besonderes Interesse bekundeten sie weder für die Ziffern noch für die kleinen schimmernden Dinger, die auf den Sortiertischen aufgeschüttet lagen; man mußte auch unlegbar ein Fachmann sein, um sie von Glascherben zu unterscheiden. Der Lärm in den Arbeitslokalen war betäubend. Herr Breffel sah, wie der Prinz verstohlen auf seine Uhr schaute, und er ertappte die Prinzessin bei einem kleinen

Gähnen, das sie hinter ihrer weißen Hand verbarg. Aber sie beeilte sich, seine Befürchtungen zu zerstreuen, indem sie einen der Ringe von ihrer Hand abstreifte und ihn fragte, was er wert war. Herr Breffel schätzte ihn mit einem Stich im Herzen auf zehntausend Gulden oder so. Warum war er nur Sekretär? Warum konnte er nicht einen der Steine vom Tisch nehmen und sagen: Ich glaube, der paßt im Stil, Prinzessin, behalten Sie ihn doch als ein kleines Andenken!

Nun sah die Prinzessin nach dem Ausgang, und Herr Breffel führte sie, den Tod im Herzen, in das Kontor zurück. Er öffnete eine Kasse und nahm ein Etui mit einem gewaltigen gelblich-weißen Stein heraus.

„Hier“, sagte er, „haben wir den berühmten Stein: das Südlische Kreuz, gefunden in Südafrika und gekauft von John Pierpont Morgan für drei Millionen Gulden. Er wurde von uns geschliffen.“

„Aber das ist doch nur eine Kopie“, unterbrach sie mit emporgezogenen Augenbrauen.

„Ja“, gab Herr Breffel beschämt zu. „Aber ich glaubte, es würde Sie interessieren, Prinzessin.“

„Natürlich!“ sagte sie gleichgültig. „Es war sehr lebenswürdig von Ihnen, Herr Breffel, und es hat uns sehr gefreut.“

Kein Zweifel, sie gedachte zu gehen, und sie hielt ihren Tag für vergeudet. Er hatte noch einen letzten Trumpf. Daß er ihn nicht ausspielen durfte, bestärkte ihn nur in seinem Entschluß, es zu tun. Er machte sich hastig an der Kasse zu tun, zog ein vierediges Bleietui hervor und warf einen Blick in den Korridor, ehe er es öffnete.

„Hier, Prinzessin“, sagte er halb flüsternd, „habe ich etwas, was noch keine Frau in Europa gesehen hat und wovon alle Frauen Europas mit der Zeit träumen werden.“

„Und das wäre?“ sagte sie mit einem Lächeln über seine Beredsamkeit.

Herr Breffel senkte die Stimme noch mehr.

„Natürlich habe ich nicht das Recht, dies irgend jemandem zu zeigen. Hier, Prinzessin, habe ich die Kassiopeia — so wurde sie in Südafrika von denen genannt, die sie fanden. Es ist ein ungeschliffener Diamant von fünfzehnhundert Karat ohne ein Fleckchen. Unsere Firma soll ihn